

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 19 (1939-1940)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sei auf diesen Aufsatz hingewiesen, als eine von so verständnisvollem Geiste getragene Bemühung um die Erkenntnis des inneren Wesens unseres Landes nicht allzu häufig zu registrieren ist, zumal nicht in der gegenwärtigen Zeit.

Das schweizerische Landschaftsbild schon, meint Gurlitt, lasse auf die Besonderheiten der schweizerischen Bevölkerung schließen: „Ein Blick auf die Karte genügt, um zu erkennen, daß inmitten Europas Natur und Geschichte zusammengewirkt haben, um in und mit der Schweiz eine einmalige Aufgabe zu versuchen“. Aber „der Blick auf wesentliche Gestalten der Vergangenheit zieht erst den Schleier von manchen Gegenwartsrätseln weg“. Als solche menschliche Profile, die für die Erkenntnis des innersten Wesens des Schweizervolkes maßgebend sind, würdigt Gurlitt namentlich Gotthelf und Pestalozzi: „Neutralität der Schweiz bliebe ein blasser, schemenhafter Begriff, wenn von ihr nicht zugleich die geistigen Kräfte des Schweizertums ausgingen, wie sie in diesen beiden ihrer Söhne lebten, berufen, die Gefahren der Intellektualisierung, der Ordnung und des Wohlstandes um ihrer selbst willen zu überwinden“.

„Gotthelf hatte schon als junger Vikar erkannt, daß nur ein zähes Festhalten am Alten, eine unermüdliche tätige Mitarbeit im kleinen Kreise der Dorfgemeinde vor dem Absturz in die Kräfte der Zerstörung zu schützen vermag.“ Noch heute, bemerkt der Autor, sei bei näherem Zusehen in schweizerischen Kleinstädten zu erkennen, daß „Gemeinsinn und Tätigkeit für das Ganze aus eidgenössischer Gesinnung“ im Geiste Gotthelfs lebendig seien wie ehemals. Aber die Schweiz habe auch die Aufgabe, „umfangendes Menschentum, die Kunst der Menschenbildung in sich zur Entfaltung zu bringen“, und im Hinblick auf dieses Ziel stehe sie im Banne der Gedankenwelt Pestalozzis. Er habe mit seiner Idee der Elementarbildung, der Kunst, „jedes Gute der Anlagen der Menschennatur aus ihr selber als aus ihrem natürlichen Boden hervorgehen zu lassen“ einen unverlierbaren Gedanken für die Erziehungskunst ausgesprochen. „Wir können darin mehr sehen, als nur die große Tat der Menschlichkeit, es liegt darin auch etwas vom Profil der Schweiz, auch darin, daß Pestalozzi mit vielen Widerständen und Mißverständnissen zu kämpfen hatte“.

„In diesen Kräften eines starken Volkstums“, schließt der Aufsatz, „und einer hilfsbereiten Menschlichkeit liegt auch die Gewähr, daß der schöpferische Austausch mit der Schweiz, der die Goethe- und Schillerzeit ausgezeichnete, künftig erhalten bleiben wird. Hierfür mag auch die große Landesausstellung ein Bild sein, dessen Wirklichkeit wir uns freilich im lebendigen Erleben von Land und Leuten der Schweiz selber erschaffen müssen“. Es ist erfreulich, dieses Zeugnis warmen Verständnisses für unser Land zu vernehmen, und wir müssen Gurlitt auch zugestehen, daß er tief gesehen hat.

A. B.

Bücher Rundschau

Aus Griechenlands Vergangenheit.

Joseph Gregor. *Perikles*. R. Piper & Co. München 1938.

Hugo Willrich. *Perikles*. Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 1936.

Hans Vogner. *Thukydides und das Wesen der altgriechischen Geschichtsschreibung*. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1937.

Wenn wir von der Blütezeit Griechenlands sprechen, so denken wir an die eine Stadt Athen und an das halbe Jahrhundert zwischen den Perserkriegen und der Auseinandersetzung mit Sparta. Ohne Übertreibung darf man sagen, daß nie eine so kurze Epoche der Menschheitsgeschichte und nie eine einzige, dazu noch ziemlich

kleine Stadt eine solch gewaltige Wirkung auf die Nachwelt ausgeübt hat. Das war schon im Altertum so. Die Stadt Athen oder besser ihr Idealbild begann bereits nach hundert Jahren eine geistige Tyrannei über die gesamte Griechenschaft auszuüben, und später erlag dieser Herrschaft selbst das sieggewohnte Rom. Seither sind immer neue Kräfte und neues Leben von der toten Stadt ausgegangen, sodaß man schon gesagt hat, Europa sei Europa nur, insofern es von Athen abstamme.

Dieses Idealbild Athens, das zudem ständiger Wandlung unterworfen war, mußte der historischen Erfassung des wirklichen Athen im Wege stehen. Das 19. Jahrhundert hat hier wie auf so manchem Gebiete kritische Zerstörungsarbeit geleistet. Die grundsätzliche Gleichwertung der Epochen führte zur Anerkennung der zwei Jahrtausende lang unbeachtet gebliebenen archaischen und hellenistischen Zeit, und nach der Entdeckung der kretisch-mykenischen Kultur und der Erschließung der Spätantike wurde die Klassik in Literatur, Kunst und Historie von der Altertumswissenschaft eher stiefmütterlich behandelt.

Seit einer Reihe von Jahren kann man nun wieder eine vermehrte Hinwendung zur klassischen Zeit feststellen. Es hatte sich gezeigt, daß das Bild Athens, trotz einer weitgehenden und für den Historiker notwendigen Desillusionierung, in seinem eigentlichen Kerne unzerstörbar blieb: Auch das wirkliche Athen hat soviel Vorbildliches, Verpflichtendes geschaffen, daß die kritische Arbeit es nur von den Schlacken der Jahrhunderte reinigen konnte. Die heute einzig mögliche Verbindung von Verehrung mit geschichtlicher Treue scheint uns am besten erreicht in Werner Jaegers „Paideia“, obschon in diesem Buche Vieles wegbleiben muß, was nicht zum Thema, der Formung des griechischen Menschen, gehört. Eine erschöpfende Darstellung der Kultur des fünften Jahrhunderts gehört zu den delikatesten Aufgaben der Altertumswissenschaft. Schon die Kenntnisse allein der archaischen, geschichtlichen, literarhistorischen, philosophischen Tatsachen geht über das Vermögen eines einzelnen Forschers hinaus, und dazu sollte er neben der Kunst der Darstellung über einen geschichtsphilosophischen Weitblick verfügen, von dem allein er das Recht zu werten ableiten darf.

Mit solch hochgespannten Erwartungen soll man nicht an das neue Buch von Joseph Gregor herangehen, das eine Kulturgeschichte dieser Zeit sein will, wie sein Untertitel „Griechenlands Größe und Tragik“ verrät. Die geistige Kultur interessiert den Verfasser mehr als der Ablauf des politischen Geschehens; das ist begreiflich; doch leidet auch ihre Darstellung an starken Ungleichheiten. So sind z. B. die Ausführungen über Tragödie und Komödie um einen seitenlangen Anhang über Regiefragen erweitert; man erfährt dabei von dem Theaterfachmann Gregor manches Nützliche, aber die ganze Abschweifung gehört in eine Fachzeitschrift, zumal dabei Polemik getrieben wird. Überhaupt wird der Genuß der Lektüre durch ein buntes Nebeneinander von Wesentlichem und Zufälligem geschmälert. Die Behandlung der Philosophen ist geradezu schwach, der Versuch, das Wesen des griechischen Dramas zu erfassen, ist kaum gelungen. Die lange Einleitung über den griechischen Gedanken im Wandel der Jahrhunderte ist unzulänglich, da sich der Verfasser viel zu stark von seinen Liebhabereien und Ressentiments mitreißen läßt. Als Ansporn zur Beschäftigung mit der perikleischen Zeit gedacht, kann das Buch aber trotz diesen Mängeln empfohlen werden. Es ist mit warmer Begeisterung geschrieben und verrät im allgemeinen gründliche Kenntnisse. Der Verlag hat dem Bande ein hübsches Kleid gegeben. Auswahl und Reproduktion der zahlreichen Bilder sind tadellos.

Trotz der Gleichheit des Titels verfolgt das Buch Hugo Willrichs ein bescheideneres Ziel. Der bejahrte Gelehrte will dem Lehrer der alten Sprachen eine Geschichte des attischen Reiches von der sogenannten Tyrannenzeit bis zur Niederwerfung Athens durch Sparta bieten, aus der er sich jederzeit über die mannigfachen Vorkommnisse besonders des politischen Geschehens orientieren kann. Das Buch ist gründlich und bringt eine Fülle von Tatsachen, die man immer wieder vergißt, wenn man sie überhaupt einmal gewußt hat. Besonders dankbar ist man dem Verfasser für die Einzelporträts von Staatsmännern, für die Exkurse über das Kriegswesen oder über die innere Politik des Perikles. Trotz der oft recht nüchternen Materie ist das Buch frisch geschrieben. Schade ist nur, daß Willrich seine vorsichtigen Urteile fast nie durch Quellenangaben stützt, obschon die Darstellung nicht selten durch die Untersuchung verdrängt wird.

Mit Thukydides, dem Denker, der den Krieg zwischen Athen und Sparta beschrieben hat, beschäftigt sich der Vortrag Hans Bogner's. Die Fragen nach der Entstehung des Werkes und nach der Entwicklung des Autors, die in letzter Zeit im Vordergrund des Interesses gestanden hatten, werden hier bewußt außer Acht gelassen. Bogner untersucht einzig das historische Bewußtsein des Thukydides und bekämpft die Auffassung, daß er als moderner Historiker im Sinne des Historismus anzusprechen sei. Seine Absicht sei nicht, zu erzählen, wie es gewesen ist (was Ranke bekanntlich wollte), sondern auf geschichtlicher Grundlage die Regeln der Politik zu finden. „Thukydides“, sagt Bogner, „will eine auf der Erfahrung von dem staatlich verfaßten Menschenwesen, das sich unter gegebenen Umständen im Wesentlichen immer gleich verhält, aufgebaute Gesetzeswissenschaft, die Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt.“ Seine Reflexionen und Maximen äußert Thukydides nicht direkt, sondern legt sie den politischen Persönlichkeiten in den Mund, deren Handeln er erzählt. Die vielen Reden in seinem Werke sind nie so gehalten worden, sondern der Historiker läßt die Staatsmänner das sagen, was sie in jenem Augenblick günstigenfalls gedacht hatten, häufiger noch, was sie hätten denken müssen, hätten sie den Gang der Ereignisse vorausgesehen. Die Redner in Thukydides' Werk sind also nur das Sprachrohr des Autors, die Reden nur die Form, in der er seine politischen Erkenntnisse äußert, während er umgekehrt bei der direkten Schilderung der Tatsachen seine eigene Meinung völlig beiseite schiebt.

Diese Darlegungen Bogner's sind klug, wenn auch nicht gerade neu. Der Vortrag ist im Grunde bloß eine Neuformulierung des Thukydideskapitels in Jaegers bereits erwähnter „Paideia“, wo die Übertragung der wissenschaftlichen Prinzipien auf die politische Geschichte als das große Verdienst dieses Geschichtsschreibers erscheint: „Die Politik ist für ihn eine Welt von eigener immanenter Gesetzmäßigkeit.“ Thukydides ist kein Märchenerzähler wie Homer; er faßt die Geschichte nicht als Aktionsgebiet der Götter auf wie Herodot; er moralisiert nicht wie Xenophon; sondern für ihn ist der Widerstreit von Macht und Recht eine bleibende Notwendigkeit, und dies macht ihn nicht zum ersten Historiker im modernen Sinne, aber zum ersten politischen Denker der Griechen.

Hans-Rudolf Schwyzer.

Friedrich Gerke. Griechische Plastik in archaischer und klassischer Zeit. Mit Bildteil von Martin Hülsmann. Atlantis Verlag 1938.

In vorbildlicher Weise erfüllt dieses Buch den Zweck, das Beste zu bringen und jedem verständlich zu bleiben, zu erfreuen und doch im guten Sinne des Wortes zu belehren, also *miscere utile dulci*, wie Horaz sagt. Dafür sorgt — um zunächst beim Angenehmen zu bleiben — ein stattlicher Bilderatlas von der Güte und Sorgfalt der Wiedergabe, wie man sie sich vom Atlantis-Verlag her gewohnt ist. Das Auge hat sich nicht, wie in so vielen kunstgeschichtlichen Werken, von Bild zu Bild auf eine andere Rahmengröße umzustellen, sondern kann ruhen auf den gleichmäßig großen, schönen Tafeln und verweilt gern, läßt sich die Folge der Bilder zum fließenden Genuß werden.

Sauber und stilrein ist dieser Teil, auch hinsichtlich der Auswahl des Gebotenen. Nur Originale sind vertreten. Der Laie macht sich gewöhnlich nicht genügend klar, was das heißen will. Er läuft staunend durch die römischen Sammlungen des Vatikans und auf dem Kapitol, freut sich, endlich einmal den Urbildern unzähliger Werke Auge in Auge zu begegnen, die er aus Abgüssen und Abbildungen seit der Schule her kannte, und muß die Entdeckung machen, daß auch sie fast ausnahmslos römische oder im besten Fall hellenistische Kopien altgriechischer Originale darstellen. Man muß nach Griechenland selber gehen, um das Antlitz des griechischen Menschen aus der Kunst unverschleiert kennen zu lernen, oder dann in Rom, London, Berlin die Mühe nicht scheuen, sich aus dem Heer von Nachbildungen das Echte herauszufuchen.

Beide Wege haben die Herausgeber eingeschlagen und brachten so ihre Auswahl zusammen. Welch stattliche Ernte, wenn man bedenkt, daß nur Werke bis zum Jahr 400 v. Chr. in den Band aufgenommen sind und dabei immer noch manches nicht unbedeutende Stück beiseite gelassen werden mußte! Winkelmann würde staunen, wenn er diese Sammlung neuerer, dem Boden enthobener Schätze vor Augen sähe, er, der fast nur aus Kopien den hohen Begriff der griechischen Kunst

sich jeherisch zurückgewann. Man ermißt den ganzen Unterschied von seiner und unserer heutigen Kunstbetrachtung, wenn man die übliche Auswahl gepriesener griechischer Meisterwerke aus seiner und Goethes Zeit neben eine solche neuere Auslese hält. Die große Entwicklung des 6. und zum größten Teil auch des 5. Jahrhunderts ist uns erst seither an gezeichneten Originalbildern aufgegangen, jene Zeit also, die uns heute als die eigentlich entscheidende gilt, weil nur sie das allmähliche Werden und Reifen der Kunst erkennen läßt.

Hat sich das Auge an der Bilderfolge genug getan, so kehrt es gern zum einführenden Textteil von Gerke zurück. Auch da herrscht Stil, d. h. eine Entfaltung des Stoffes, die im Ausbreiten ihn gleichzeitig gestaltet, nicht in Einzelheiten auseinanderfällt, sondern stets bei den Hauptlinien bleibt, nicht rein ästhetisch-formal an die Bilder herangeht, sondern die Kunst als Ausdruck der Zeit faßt und darstellt. Überzeugend ist dargetan, wie die Plastik des 6. Jahrhunderts teilweise noch den ritterlich aristokratischen Zug der Kunst eines Pindar und Theognis besitzt, wie dann im Zeitalter der Tyrannis ein höfischer Einschlag sichtlich hervorbrängt, nachher in Athen das Ideal des freien, pflicht- und verantwortungsbewußten Staatsbürgers zum Siege gelangt und die Perserkriege im Sinne einer Abklärung und großartigen Vereinfachung, gleichzeitig aber auch der schärferen Wirklichkeitseinstellung wirken, und wie endlich in Athen und Olympia die verschiedenen griechischen Kräfte zu einer neuen Einheit Mensch zusammenwachsen, die in den Skulpturen der Tempel jener Städte einen unvergleichlichen Ausdruck fand. So erhält man in dieser Einführung gleichzeitig ein Bild der Entwicklung des griechischen Menschen während der Zeit von Solon bis auf den peloponnesischen Krieg.

Schließlich noch ein Wort über den nützlichen Gebrauchswert des Buches. Gerke hat, abgetrennt vom Textteil, den einzelnen Bildern am Schluß noch Erläuterungen beigegeben mit Angaben über Größe, Material, Fundort der Denkmäler und über die Zeit und die Schule, der sie am wahrscheinlichsten zugewiesen werden müssen. Er urteilt darüber als Kenner, führt aber in verdienstvoller Unparteilichkeit daneben stets auch die Meinungen anderer großer Archäologen wie Ludwig Curtius, Rodenwaldt, Jenkins an, ohne sich immer bestimmt zu entscheiden. Dazu kommen sehr reichliche Literaturnachweise und Verzeichnisse am Schluß des Buches, sodaß also das ganze Werk auch jedem Lernbegierigen und Weiterstrebenden die Hand zur Vertiefung des Aufgenommenen und zu eigener selbständiger Forschung bietet.

Lucie Wolfer-Sulzer. Das geometrische Prinzip der griechisch-dorischen Tempel.
Buchdruckerei Winterthur A. G. 1939.

Daß in der klassischen Literatur allerhand mathematische Gesetze verborgen liegen, zumal bei solcher Strenge und Ausgewogenheit des Stils, wie sie im dorischen Tempelbau in Erscheinung tritt, hat nichts Auffälliges. Läßt sich die Schönheit auch nie in Zahlen und Formeln restlos fassen, so liegt sie unter anderem doch zweifellos in der Proportion, in der Wiederholung ähnlicher Verhältnisse, in Verkürzungen oder Erweiterungen desselben Motivs, im Hinstreben oder Hineigen auf betonte Fluchtpunkte der Raumanschauung — all den Dingen, welche je und je zur Vergleichung der Baukunst mit der Musik anregten. Proportionen lassen sich aber bekanntlich in Zahlen ausdrücken. Als deren vornehmste hat von jeher das Verhältnis des goldenen Schnittes gegolten, den man am leichtesten aus dem Zehneck erhält. Leider sind uns die Pläne der griechischen Baumeister verloren, ja wissen wir überhaupt aus alter Überlieferung fast nichts von den Bauregeln, welche die damaligen Künstler innerlich vor Augen hatten, um sie mit der schöpferischen Idee beim Entwurf ihrer Arbeiten auszugleichen. Es bleibt also nichts, als den Kanon nachträglich aus den Maßen und Verhältnissen der Bauten abzuleiten und auf diese Weise zurückzugewinnen. Zwei rechnerische Wege sind mit Erfolg bis jetzt beschritten worden. Der Amerikaner Hambidge erkannte die besondere Bedeutung der Wurzelrechteck, d. h. etwa eines Rechtecks aus einer Quadratseite und der zugehörigen Diagonale oder aus der Diagonale eines Doppelquadrats und dessen Seite. Aus solchen Rechtecken ergaben sich ihm zwanglose Aufteilungen der Grundriß- und Aufsichtflächen klassischer Tempel, und da wir aus der Mathematik der Griechen wissen, daß solche Diagonallängen in ihren Rechnungen eine Rolle spielten, erhält die Methode auch historische Wahrscheinlichkeit.

Anders ging Ernst Moessel vor. Er umschrieb Grund- und Aufriß mit einem Kreis und fand merkwürdige Beziehungen der Tempelmaße zu den Seiten und Diagonalabschnitten des zum Kreise gehörigen Zehneckes oder Doppelpentagons. Auch das ist nicht so verwunderlich, wie es zuerst aussieht, wenn man sich der Beziehung der verschiedenen Elemente des Zehneckes zum goldenen Schnitt erinnert. Beide Methoden ergaben, einseitig angewendet, in bestimmten Fällen Schwierigkeiten und Restüberschüsse, die sich nicht weiter auflösen ließen.

Da ist es nun ein sehr glücklicher Griff der Verfasserin der vorliegenden Schrift, daß sie die beiden Wege kombinierte und auf Grund der engen Beziehungen, wie sie tatsächlich zwischen den Ausmaßen des Doppelpentagons und der einfachen Wurzelrechtecke bestehen, neue Flächen und Maße zugrunde legte, die nun eine bedeutend einfachere Aufteilung der Grund- und Aufrißflächen ermöglichen. Das strenge Maßgesetz, wie es die Verfasserin an den Rissen der Tempel von Atragas, Selinunt, Megina, Olympia, Paestum und Nemea aufzeigt, tritt damit schlagend ans Licht. M. Rind.

Deutsche und Schweizerische Geschichte.

Prof. Dr. Karl Weller. Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit. Calwer Vereinsbuchhandlung Stuttgart 1936.

Der Verfasser dieser Kirchengeschichte Württembergs, Prof. Karl Weller, ist einer der besten Kenner der süddeutschen mittelalterlichen Geschichte. Das Werk verdient auch in der Schweiz größte Beachtung, vor allem weil es dem Verfasser gelungen ist, interessanteste Zusammenhänge zwischen der württembergischen Kirchengeschichte und derjenigen aller umliegenden Landschaften aufzuzeigen.

Für die Anfänge der Kirchengeschichte überblickt der Verfasser das ganze Herzogtum Alamannien und schildert deshalb auch für das linksrheinische Gebiet die alamannische Landnahme, den Übergang vom Heidentum zum Christentum und die Gründung der ersten Kirchen und Pfarreien. Alle diese Vorgänge werden anhand konkreter Beispiele erläutert; bis jetzt hat es kein Werk gegeben, das mit dieser Sorgfalt die Entwicklung des Christentums auf alamannischem Boden dargestellt hätte. Ging schon die Christianisierung Süddeutschlands teilweise von Windisch aus, so sind die Beziehungen zwischen dem Kloster St. Gallen und Württemberg urkundlich vielfach belegt. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt Weller die Geschichte der Klöster. Bei der Darstellung der Hirsauer Klosterbewegung ergab sich von selbst ein Stück allgemeiner Geistes- und Klostergeschichte. Vom französischen Kloster Cluni aus ging seit dem 10. Jahrhundert jene tiefgreifende Kloster- und Kirchenreform, die europäische Ausmaße annahm und die Befreiung der Kirche von staatlichen Fesseln zum Ziele hatte. Hirsau in Württemberg wurde das große Zentrum der Cluniazenser Bewegung. Die große Auseinandersetzung, die die Forderungen der Reformen für das Verhältnis zwischen Kirche und Staat zur Folge hatten, gipfelte im Deutschen Reich im Kampfe zwischen Kaiser und Papst. Diesem mächtigen Aufbäumen der kirchlichen Gewalten gegen die staatlichen ging ein geistiges und künstlerisches Aufblühen parallel. Wilhelm von Hirsau, der größte aller Äbte dieses Klosters, ließ nach dem Vorbild der Klosterkirche in Cluni ein den Heiligen von Cluni, Petrus und Paulus geweihtes Münster erbauen. Dieses gewaltige Denkmal der romanischen Kunst ist während der Kriege Ludwigs XIV. zerstört worden; aber eine etwas verkleinerte Nachbildung der Hirsauer Kirche ist erhalten geblieben, das Münster von Allerheiligen zu Schaffhausen. Wilhelm von Hirsau selbst hatte das im Jahre 1049 gegründete Schaffhauser Kloster für seine Reformbewegung gewonnen, und so bekam auch Allerheiligen die Verfassung des französischen Klosters Cluni. Das um 1100 nach dem Vorbilde Hirsaus erbaute Schaffhauser Münster wurde baugeschichtlich eine Entlein der während der französischen Revolution zerstörten Kirche von Cluni. In engem Zusammenhang mit der Hirsauer Reformbewegung standen in unserem Lande auch Muri und Einsiedeln. Weller hat mit seiner gründlichen, auf sorgfältigstem Studium der Quellen beruhenden Darstellung der Hirsauer Klosterbewegung den wertvollsten Beitrag zu einem der wichtigsten Kapitel der mittelalterlichen Kirchengeschichte geliefert. Die schriftstellerische und künstlerische Tätigkeit der verschiedenen Epochen wird nicht weniger sorgfältig dargestellt; einzelne Kunstwerke werden

eingehend beschrieben. Die Schilderungen des Verfassers sind ein ununterbrochener Beitrag zum Problem Religion und Kultur. „Keiner Richtung zu lieb oder zu leid will dieses Buch geschrieben sein“, bemerkt der Verfasser im Vorwort, und jeder Leser wird bestätigen, daß hier nur ernstestes Streben nach geschichtlicher Wahrheit wirksam war. Es ist im nationalsozialistischen Deutschland keine Selbstverständlichkeit mehr, die Wanderung der Kultur von West nach Ost festzustellen; in Wellers Kirchengeschichte ist die Tatsache dieser Westostwirkung überall reich belegt. Weller ist dabei weit davon entfernt, das Christentum mit irgend einer seiner geschichtlichen Erscheinungsformen zu verwechseln. „Stets bedarf es einer Erneuerung, aber es hat auch die Eigenschaft, nach den größten Verirrungen, in welche die menschliche Unzulänglichkeit es hineingezogen hat, immer wieder in seiner ursprünglichen Gotteskraft hervorzutreten“, so schreibt Weller in einem Schlußwort von seltener Tiefe und Offenheit. Seinen Volksgenossen, die die Christianisierung als Unglück für die germanische Rasse bezeichnen, hält Weller entgegen: „Die eigene Art wurde durch das Christentum nicht erdrückt, sondern weiter und kräftiger entfaltet. Es ist so reich und fruchtbar, daß es bei allem Beharren auf dem festen Grunde, auf dem es steht, in jedem Volkstum, das von ihm erfaßt und umgewandelt wird, nach dessen ursprünglicher Eigenart, dessen Wohnsitz und Beschäftigung, dessen geschichtlichen Erlebnissen sein besonderes Gepräge erhält.“

Hermann Haering hat in der Historischen Zeitschrift 1937 S. 557 Wellers Werk mit Worten höchster Anerkennung gewürdigt und sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß diejenigen, die die Christianisierung Deutschlands nicht „grundsätzlich als reines Unglück“ für die deutsche Rasse und das deutsche Volk ablehnen, heute „schärfstem Mißtrauen“ begegnen. „Es wäre höchst bedauerlich“, fährt Haering dann fort, „wenn Werke wie dasjenige Wellers nicht mehr ernsthaft ausgenützt würden“. Wir aber wollen mit Befriedigung feststellen, daß auch im heutigen Deutschland noch Bücher von der Qualität der Wellerschen Kirchengeschichte möglich sind.

Karl Schib.

Ein Schweizer Kirchenfürst.

Paul de Chastonay: Kardinal Schiner, Führer in Kirche und Staat. Verlag Räber & Cie., Luzern. 1939.

In einem schmächtigen Büchlein schildert uns hier Paul de Chastonay das Leben und die Taten seines Walliser Landsmannes Kardinal Matthäus Schiner. Es ist eine Biographie voller Klarheit, in einer angenehmen Sprache dahinfließend, das Wesentliche hervorhebend, das Nebensächliche bei Seite lassend. Wie sich aus dem Gespräch mit Heinrich Federer (S. 80 ff.) schließen läßt, geht es dem Verfasser darum, dem Kardinal auf einem breiteren Boden eine Ehrenrettung angedeihen zu lassen, nachdem das Werk von Büchi und Müller die wissenschaftlichen Materialien dazu vorgelegt hat. In diesem Sinne pflichtet er dem Urteil des Sittener Domherrn Julius Egg bei, der in seiner „Geschichte des Wallis im Mittelalter“ geschrieben hat: „Kardinal Schiner darf unbedenklich zu den größten Schweizern gezählt und der größte Walliser genannt werden“. Wir können das gelten lassen, insofern als Schiner eine lediglich historische Größe zuerkannt wird, — er ist seiner Zeit ein großer Mann gewesen, — aber es rechtfertigt sich kaum, ihm Gegenwartsbedeutung zuzumessen. Insofern muß er hinter Niklaus von der Flüe zurücktreten. Was von Schiner auf uns gekommen ist, beschränkt sich in der Gewinnung der südlichen Bezirke des Tessin. Im übrigen war er mehr ein päpstlicher und ein kaiserlicher Mensch als ein Eidgenosse, wie ja auch de Chastonay richtig jagt, die leitende Idee seiner Politik sei gewesen: „Wiederherstellung der zwei großen Autoritäten, der geistlichen im Papste, der weltlichen im Kaiser, und ihre Verbindung, die ihm allein imstande erschien, den Frieden und die Einheit Europas zu retten.“ (S. 77.) Die Eidgenossenschaft bildete zu diesen seinen auswärtigen Bestrebungen mehr den örtlichen Stützpunkt. Er hat da eigentlich wenig hinterlassen: Seine Ansätze zu einer Neutralitätspolitik hat er selber bald durchkreuzt, und von seiner kirchenreformatrischen Tätigkeit, die hervorgehoben wird, erfahren wir wenig Substantielles. Alles in allem war Schiner ein Kardinal nach dem Geschmacke des tatgewaltigen Papstes Julius II. — Diese teilweise ungünstigere Beurteilung Schiners ändert indessen nichts an unserer Wertschätzung der Arbeit des Biographen.

Walter Hildebrandt.

Dr. P. Gall Heer: Joh. Mabillon und die Schweizer Benediktiner. Ein Beitrag zur Geschichte der historischen Quellenforschung im 17. und 18. Jahrhundert. Verlag Leobuchhandlung St. Gallen 1939.

Wir können das vorliegende Buch nicht besser kennzeichnen, als wenn wir es ein rechtes Benediktinerbuch nennen. Benediktinisch ist vor allem der Studieneifer, der den Engelberger Pater ostschweizerischer Herkunft dazu antrieb, die gewaltigen Stoffmassen seines Themas zu durchdringen und zu einer klaren Darstellung zu verarbeiten. Benediktinisch aber ist auch die über die einzelne Nation hinausgehende Blickrichtung, die das geistesgeschichtliche Thema eigentlich voraussetzt. Benediktinisch ist ferner die Freude an der auch in den nachreformatorischen Jahrhunderten bewegten und anziehenden Geschichte dieses Ordens.

Zur Zeit Ludwigs XIV. begründete der gelehrte Ordensmann Jean Mabillon die Lehre von der Entzifferung und der Beurteilung der Urkunden vergangener Jahrhunderte, die Basis der modernen Geschichtswissenschaft: die sogenannte Diplomatik, in Verbindung mit der Congregation der sog. Mauriner (von St. Maurus). Es kam damals zu einem bedeutenden Aufschwung der im Benediktinerorden immer gepflegten historischen Studien, der sich bald von Frankreich nach den benachbarten Ländern verbreitete. Die Verbindung zwischen Mabillon und den Benediktinern der Schweiz ist nun das Thema, das Pater Dr. Gall Heer in seinem Werke von rund 500 Seiten behandelt.

Dabei verfährt der Autor mit einer Gründlichkeit, die jede echte wissenschaftliche Arbeit auszeichnet. Zuerst schildert er in der Einleitung die Mauriner-Congregation und das Leben und Wirken Jean Mabillons. Dann wendet er sich den Schweizer Benediktinern zu und würdigt deren klösterliches Leben und gelehrtes Streben im 17. Jahrhundert. Der historischen Reihe folgend, charakterisiert er das wissenschaftliche Leben im Stifte St. Gallen, ferner in Einsiedeln, Pfäfers, Disentis, Muri, Rheinau, Fischingen, Engelberg und Maria Stein. Die Beziehungen Mabillons zu den einzelnen Klöstern bilden den Hauptteil des Buches, dem sich noch ein Abschnitt über die Historiographie bei den Schweizer Benediktinern in Nach-Mabillonischer Zeit anschließt. Eine Zusammenfassung, Quellenverzeichnisse und Register bilden den Schluß des sorgfältig und umsichtig gearbeiteten Buches, das eine wertvolle Bereicherung unseres historiographischen Schrifttums im allgemeinen und des katholischen Geschichtstudiums in der Barock- und Rokokozeit im besondern darstellt.

Wilh. Ehrenzeller.

Dr. E. F. J. Müller: Der schweizerische Föderalismus in der Idee Philipp Anton v. Segeffers. Sonderdruck aus „Neue Ordnung“. Verlag der Universitätsbuchhandlung Freiburg. 1938.

Der Verfasser dieses lebendig geschriebenen Aufjages kann sich die zentralistisch-liberal gerichtete Staatsauffassung Hiltys nicht, oder doch wenigstens nur bis zu einem gewissen Grade, zu eigen machen. Sein Ideal ist die „Selbständigkeit der Kantone“ als den eigentlichen Trägern „der wahren Schweizerfreiheit“. „Die sogenannte Schweizer Freiheit des liberalen Zentralismus“ ist in seinen Augen „nichts anderes als der Vorläufer der totalen Diktatur von heute“. Mit Bedauern beklagt er die „unbestreitbare Tatsache, daß die letzten Jahrzehnte die föderalistische Staatsauffassung in den Kreisen der Schweizerkatholiken ganz außerordentlich geschwächt, ja vielfach beinahe in Vergessenheit gebracht habe. Die Partei der Schweizer Katholiken“, fährt er fort, habe in „allen wichtigen staatspolitischen Entscheidungsfragen... vom Getreidemonopol über die Sozialversicherungsfrage zum eidg. Strafgesetzbuch“ nie mehr „einen einheitlichen Standpunkt zu finden“ vermocht. Darum verlangt er nun eine Neuorientierung an den Gedankengängen Segeffers, die er sich zum großen Teil zu eigen macht. Um die angestrebte Selbständigkeit der Kantone wieder zu erreichen, erachtet er die Forderung Segeffers als zeitgemäß, eine Reform des Ständerates in dem Sinne zu verlangen, daß dessen Mitglieder nach den Instruktionen der Kantone zu arbeiten und zu stimmen haben. Ein weiterer Schritt wäre die Einführung des Ständerereferendums. Daß heute eine solche Zielsetzung, vom gesamtschweizerischen Gesichtspunkt aus betrachtet, alles andere als eine zeitgemäße Forderung bedeutet, dürfte ohne weiteres klar sein (? die Schriftleitung). Zur

Pflege der kulturellen und volkstümlichen Eigenständigkeit ist genügend Spielraum vorhanden.

Ernst Steinemann.

Ernst Lewalter. Friedrich Wilhelm IV. Das Schicksal eines Geistes. Mit 47 Abbildungen. Gustav Kiepenheuers Verlag. Berlin 1938.

Man hat sich daran gewöhnt, den preußischen König Friedrich Wilhelm den Vierten mitteilend zu belächeln und ausschließlich als Monarchen zu beurteilen, der die deutsche Frage nicht hat lösen können, — als ob nicht ebenso gut gesagt werden könnte, er habe zu einer Zeit gelebt, zu der die deutschen Dinge noch nicht für die Lösung reif waren, und vor allem: König Friedrich Wilhelm habe früher als alle andern Fürsten für Deutschlands Einheit und Kraft sich begeistert eingesetzt, und es sei doch kein geringer Ruhm für einen deutschen Landesfürsten um 1840, wenn man, tadelnd oder rühmend, von ihm gesagt hat: er war mehr Deutscher als Preuße. So muß Friedrich Wilhelm denn mit dem geringschätzig hingeworfenen Namen des „Romantikers auf dem Thron“ vorlieb nehmen. Aber der Romantiker ihrerseits geht es nicht besser: sie soll ihren Namen hergeben für alles, was unpraktisch gedacht, nicht gelungen und heute einer unendlich viel gescheiteren Welt überholt und veraltet erscheint. Eins ist so unzulänglich geurteilt wie das andere. Friedrich Wilhelm war jemand, und die Romantik war etwas, die Bezeichnung aber: Romantiker auf dem Throne durchaus sinnvoll. Der ältere Bruder des nachmaligen ersten deutschen Kaisers vertrat tatsächlich die romantische Zeit- und Geistesrichtung; dabei gibt es nichts zu belächeln noch zu bedauern. Und das verständlich zu machen, hat Lewalter in seinem freundlich menschlichen Buch unternommen. Hier ist nichts zu spüren von dem Hochmut der Nachgeborenen, die so tun, als könnten sie etwas dafür, daß Bismarcks gewagter Versuch gelungen ist. Der Untertitel des Buches: „Das Schicksal eines Geistes“ ist durchaus ernst zu nehmen. — Ohne alle politische Voreingenommenheit, mit ganz und gar menschlicher Wärme wird uns die Geschichte dieses Fürsten erzählt, seine aus den Jugenderlebnissen zu deutende Entwicklung, seine Hoffnungen, die Wunschbilder seiner edeln Phantasie, das Verhältnis zu dem ganz anders gearteten Vater, die Irrtümer seiner wechselnden Erzieher und Berater, das Zustandekommen seiner Liebesheirat mit der bayerischen Prinzessin, die politischen Schwierigkeiten, an denen sein Lebenswerk gescheitert ist, falls man die Einigung Deutschlands als seine Aufgabe ansieht, und trotz denen sein Lebenswerk bewundernswert erscheint, falls man die ehrenvolle Führung eines Staates durch zwei gefährliche Jahrzehnte hindurch für eine achtungsgebietende Leistung anerkennen will. All das zieht ruhig und klar an unserm Auge vorüber. Nichts wird in uns aufgewühlt, keine Begeisterung blendet uns, kein schulmeisterliches Urteil ärgert uns, keine Empörung vermag uns zu überwältigen. Ein Schicksal wird uns vorgeführt. Wenn etwas nach wird in uns beim Lesen, dann Achtung vor diesem Fürsten. Ein wirklicher Idealist wird uns da gezeigt. Nie hat ein Fürst mit tieferem Ernst und stärkerer Gewissenhaftigkeit nach dem gesucht, was seinem Volk frommte, nie ein Kronprinz den gegebenen Gegensatz zum Vater mit mehr Würde und Freimut erlebt. Seinen Jugendidealen treu zu bleiben gilt manchen als etwas allzu Unpraktisches, und Friedrich Wilhelms Meinung, daß ein „christlicher Staat“ möglich sei, hält man heute allgemein für einen endgültig überwundenen Irrtum. Aber der Versuch, einen großen Staat wirklich als christlichen Staat zu führen, verdient zum wenigsten die Achtung jedes anständigen Menschen, und die Unzulänglichkeit und Beschränktheit mancher der dabei Beteiligten hindert nicht, daß wir beim Lesen etwas wie Sehnsucht nach der damaligen ehrenhaften Welt empfinden. Ist denn übrigens der christliche Staat des „Romantikers auf dem Thron“ so ganz und gar Utopie geblieben? Der sittliche Ernst, das Streben nach Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit in der staatlichen Führung ist doch in seinem Preußen noch ein gutes halbes Jahrhundert über seinen Tod hinaus erkennbar; man stößt beim Eindringen in seine Geschichte bis dicht an unsere Tage heran immer wieder mit Verwunderung auf die Auswirkungen dieses christlichen Ernstes; Briefe, Lebensbeschreibungen wie Staatsakten zeugen von alledem. Es bedurfte der großen Vergiftung Europas durch den verbißenen Groll der marxistischen und verwandten

Opposition, um die Tatsache zu verdecken, daß das Preußen des neunzehnten Jahrhunderts zu seiner Zeit Achtung und Beifall der Besten besessen hat.

Wer gern jüngst vergangene Geschichte liest ohne Aufregung und Ärger, wer sich gern von sanfter Hand allerlei Vershobenes zurechtrücken läßt, wer sich lieber zum Verstehen und Erkennen als zum Mißverstehen und Verkennen anleiten läßt, der wird mit Sewalters Buch erquickende und fruchtbare Stunden erleben.

Edward Blocher.

Bücher der Heimat.

Neue Bücher zur Landes- und Volkskunde.

Simmentaler Heimatbuch, herausgegeben von der Heimatkundevereinigung des Simmentals. Verlag Paul Haupt, Bern 1938.

In die stattliche Reihe neuerer Berner Heimatbücher stellt sich dieses Werk von ansehnlichem Format und Umfang ein, um an seinem Plage Zeugnis abzugeben von dem hohen Stande der heimatkundlichen Forschung, aber auch von dem opferwilligen Heimatstolz in bernischen Landen. Eine „Heimatkunde des Simmentals“ hatte 1904 schon der bisher namhafteste Simmentaler Schriftsteller Gempeler-Schletti gegeben, ein warmherzig geschriebenes, hübsch bebildertes Buch von erstaunlicher Vielseitigkeit und reichem Inhalt, besonders in volkskundlicher Hinsicht, eine Leistung, die noch nicht vergessen ist. Aber seit deren Erscheinen hat die wissenschaftlich gegründete Heimatforschung ein Menschenalter lang tüchtige Arbeit geleistet, weshalb die Lehrerschaft der beiden simmentalischen Amtsbezirke eine neue umfassende Zusammenstellung der Ergebnisse anregte. Ein Stab von gegen 20 Fachleuten hat sich in die Arbeit geteilt. Trotzdem dabei eine durchweg einheitliche Betrachtungs- und Darstellungsweise sich nicht durchführen ließ, ist das Werk der Gefahr entgangen, in eine Folge von Monographien auseinander zu fallen, da der Hinblick und die sorglich eingehaltene Beschränkung auf das in Frage stehende Gebiet das Ganze zusammenhält. Die aus mündlichen und gedruckten Quellen schöpfenden Abhandlungen geben verläßlichen Aufschluß über die Erdgeschichte, über Pflanzen- und Tierwelt jener schönen Tal- und Bergschaften. Aber auch Geschichte, Bau- und Volkskunst, Schrifttum, kirchliche und Schulverhältnisse, Wohlfahrt, Land- und Alpwirtschaft, Bergsport und Verkehr werden berücksichtigt. Prächtige photographische Beigaben bieten dazu die willkommene bildliche Anschauung.

Uns sei gestattet, auf zwei besonders bedeutame Beiträge hinzuweisen, einmal auf denjenigen von Professor Otto von Greherz, „Aus dem Wortschatz der Simmentaler Mundart“ betitelt, einen sprachgeschichtlichen „Versuch“ (wie ihn der Autor bescheiden nennt), in dem wissenschaftliche Gründlichkeit und gemeinfaßliche Form sich aufs schönste vermählen. Auch der Abschnitt über die Volkskunde hat einen bewährten Kenner des Stoffes zum Verfasser und stellt deshalb für den Freund der Folklore eine wahre Fundgrube dar. **Niklaus Siegenthaler**, der lange Jahre als Sekundarlehrer in Zweisimmen amtierte, konnte hier aus dem vollen schöpfen, wie schon seine eigene 1937 erschienene Veröffentlichung „*Bilder aus der Geschichte des Simmentals*“ bewiesen: eine Arbeit aus einem Guß und Geist, aus unermüdlichen Quellenstudien und Liebe zu Land und Leuten entsprungen. Darin festelt, außer interessanten geschichtlichen Einzelheiten, auch eine lehrreiche Deutung älterer und neuerer Familiennamen, sowie der Orts- und Flurnamen des Obersimmentals.

Zum Beschluß dieser Anzeige können wir uns eine politische Randbemerkung im Hinblick auf die bewegten Zeitläufte nicht versagen. In dem Abschnitt über die Tierwelt des Simmentals schreibt nämlich der Bearbeiter Walther Kasser gelegentlich der Verteidigung des „Königs der Lüfte“: „Wohl greift der Adler in den Daseinskampf der verschiedensten Tierarten ein. Dieser Daseinskampf ist Gesetz; überall auf der Erde, wo Leben herrscht, gilt es, gerecht und hart, selbst zwischen den Nationen der Menschen.“ Daß ein Naturwissenschaftler diese treffende Feststellung machen muß! Wenn doch unsre großen und kleinen Politiker auf den Redaktionsstuben und

Straßen das erschütternde Weltgeschehen unsrer Tage auch so sehen könnten! Auch erkennen könnten, daß die Geschehnisse der Völker im Grunde viel mehr von biologischen Notwendigkeiten bestimmt werden, als man sich gemeinhin klar macht. Die landläufige „fixe Idee“: „Der X und der Y sind an allem schuld“ ist denn doch eine zu primitive Erleuchtung angesichts des hohen Bildungsstandes unserer Bevölkerung.

Ein anziehendes Buch zur schweizerischen Landeskunde („Hochwelt“) gab im Verlag Hans Feuz, Bern, 1938, **Otto Eberhard** heraus. Zwar erklärt das Geleitwort des Verlegers im voraus: „Dieses Buch besitzt die nicht allzu häufige Eigenschaft, daß es von jungen Menschen wie von Erwachsenen mit der gleichen inneren Spannung und Anteilnahme gelesen werden kann.“ Da jedoch der Untertitel mehrerer Abschnitte hervorhebt, daß sie „aus dem Tagebuch eines Knaben“ gewählt sind, wird man das Werk als ein ausgesprochenes Jugendbuch zu werten haben. Als solches ist es ein durchaus schätzenswertes Unternehmen, unsere Jungen in die Welt der Berge einzuführen, nicht mit abstrakten Betrachtungen und Anrufen, sondern mit vorwiegend erzählerischen Berichten. Geschickt macht es zum Beginn mit Gottlieb Studer, diesem Richtung weisenden Bergbezwinger, bekannt. Eine Darstellung vom Bau der Jungfrauabahn knüpft die Verbindung mit der Gegenwart, und so werden im weiteren Vergangenes und Zeitgemäßes abwechselnd herangezogen von den Erstbesteigungen in den Berner Alpen bis zur Überwindung der Eigerwand. Aber auch mehr darstellende Bilder aus den Bergen werden geboten, Hochjagd und Skisport nicht übersehen. Der leichtfaßlich geschriebene Band wird bei unsern Jugendlichen Anklang finden und hat ihnen, da er sich an das Wirkliche hält, etwas Wahrschaftes zu bieten. Mögen sie aus dem beherzigenswerten Schlußsatz die Folgerungen ziehen: „Unsre Heimat darf auch nicht zum bloßen Zummelplatz für fremde Gäste herabsinken, und fremde Sitten nachäffen, sich beugen vor fremdem Geld, steht uns nicht an.“

Seiner Veröffentlichung von Lauterbrunner Sagen ließ der rührige Interlatener Verlag Otto Schläefli 1938 einen Band „Brienzer Sagen“ folgen. Gegen 100 Nummern hat der kundige Sammler **A. Streich** zu einem großen Teil aus mündlicher Überlieferung, aber auch aus gedruckten Quellen hier zusammengetragen. Da begegnen wir den bekannten Gestalten des Toggenli, der Holzmietteren, verwunschenen schwarzen Raken und Hermelinen, Schlangen und Seeungeheuern, zauberkundigen Zigeunern und fahrenden Schülern. Hin und wieder treten auch neuartige Motive oder doch Stücke mit überraschend neuen Einzelzügen auf, darunter die prächtigen Erzählungen von den Kämpfen zwischen Alpstier oder -Füllen mit dem Bär, ein so recht gebirgsmäßiges Geröllhaldengespenst, eine spannende Flucht vor der Pest. Sehr interessant sind weiter die beigebrachten Überreste alten Aberglaubens. Selbstverständlich hält es heutzutage schwer, bisher noch unbekannte Vorwürfe aufzustöbern. Aber, das ist hervorzuheben, Streich erzählt ausgezeichnet. In seinem Vortrag ist kein Taften noch Straucheln; frisch von der Leber weg berichtet er und höchst anschaulich. Er hat allerdings eine gute Helferin, die heimische Mundart, die er stark heranzieht, stellenweise in so reichlichem Maße, daß man das betreffende Stück am liebsten ganz berndeutsch vor sich hätte. Und das vermißt man in diesem tüchtigen Buch entschieden: Mundartproben, wie sie **Michel** in seiner Sammlung Lauterbrunner Sagen so zahlreich und musterhaft gibt. Die berndeutschen Mümpfel in Streichs Sagen-gestaltung erregen justament Appetit auf ganze Gerichte, auf wahrschaft volle Bernerplatten. Die Zeichnungen von **W. Hug** sind fein empfunden und ausgeführt, heute keine Selbstverständlichkeit.

Und ein Bändchen „Bartauer Sagen“ noch, dargeboten von einem Arzt, **H. Sabathuler** in Zürich-Wolltern. „Nur“ ein Sonderabdruck aus einer Zeitung, aus dem „Werdenberger und Obertoggenburger“ (Buchdruckerei Buchs 1938), aber was steckt in dem äußerlich so bescheidenen Schriftchen! Wer sich die Mühe des Einlesens nicht verdrießen läßt, wird bald gewahr, daß er da ein wertvolles kleines Standardwerk ostschweizerischen Sprachtums und Volksglaubens vor sich hat. Es sind vielfach eher Sagen-geschichten, oft aus verschiedenen Motiven zusammengearbeitet; doch ob dieser Gruppenbildung wird man dem Verfasser kein bißchen gram. Denn er hat Stück für Stück, Seite für Seite so unverfälscht und bodenecht zu gestalten gewußt, daß man sich mitten unter jenes Bergvölklein versetzt wähnt, es denken und reden hört, es schaffen, sich freuen, es leiden und sterben sieht.

Und wieviel an volkshundlichem Gewinn fällt dabei ab! Uralte Sagengestalten, wie sie nur in jenen osteinigen Berggegenden anzutreffen sind, erstehen wie lebhaftig vor unserm Auge, der Quellgeist Tustunili, das Crestamanni, die Feanggen, das Selvafröuli und wie sie alle heißen, die zu einem guten Teil aus romanischen Zeiten übernommenen, aber mit walscherischer Anschauungskraft wiederbelebten Personifikationen der Berg- und Waldwelt. Auch von altererbtem Volks- „aber“ glauben erfährt man erstaunlich viel in diesen so anspruchlos auftretenden Geschichten, die weit unmittelbarer wirken als die aus J. Kuonis Sammlung bekannten Wartauer Sagen. Das Büchlein ist eine warm zu begrüßende Bereicherung auch unsrer mundartlichen Literatur und nicht allein der Jugend, wie der Verfasser wünscht, sondern allen ans Herz zu legen, die Freude haben an grundschweizerischem Wesen und Sprachleben. A. Büchli.

Mis Aargäu

Der Berner Aargau spielt in der Geschichte der schweizerischen Mundartdichtung eine bedeutende Rolle. Hier hat Adolf Frey mit seinen einfachen und stark volkstümlich empfundenen Gedichten „Duß und underm Nase“ eine neue — und eine wie fruchtbare! — Epoche unserer Mundartdichtung eingeleitet. Hier hat Paul Haller mit seiner erstaunlichen Sprachbegabung in „Marie und Robert“ das erste ernste Mundartdrama geschaffen, die tragische Idylle „'s Suramareili“ in Versform gegossen und in unüberbietbar echter Volkssprache seine wenigen, aber herrlichen Mundartgedichte aufgezeichnet. Hier hat auch Frau Sophie Haemmerli-Marti ihre Mundartlieder wachsen lassen und auf ihre Weise — auf eine ebenjogütige wie ursprüngliche Weise — das Schrifttum der heimatlichen Sprache produktiv gefördert.

Daß sie gerade als Frau und Mutter sich zur Mundartdichtung gedrängt sah, ist nicht erstaunlich, da die Welt der Frau und Mutter, deren Erlebniskreis ihre Dichtung verklärt, ja aufs engste mit dem Gefühlsgrund, auf dem auch die Mundart aufbaut, verbunden ist. Als Mundartdichterin hatte übrigens Frau Sophie Haemmerli-Marti eine Mitstreibende aus ihrer engsten Heimat zur Seite, die zur selben Zeit liebevoll und in köstlich mütterlichem Geiste gestaltete Skizzen und dramatische Szenen in Mundart veröffentlichte: Frau Fanny Schwald-Ringier. Aber wenn Frau Sophie Haemmerli-Marti dichtete, wurden es Verse, und so hat sie aus innigstem Erleben ihre schmalen, aber bedeutjamen Gedichtbändchen aufeinander folgen lassen: „Mis Chindli“ (1896), „Wienechtsbuech“, „Großvatterliedli“ (1913) und „Im Bluest“ (1914). Darin verbinden sich, wie Otto von Greherz bezeugt, „Wärme, Anmut, Heiterkeit mit einer künstlerischen Zucht, wie sie vor Sophie Haemmerli in unserer mundartlichen Kinderpoesie nicht zu finden war“. Wie manche dieser Gedichte und Lieder sind, aus bestem volkstümlichen Empfinden herausgewachsen, wieder zum Volksgut geworden, wie manche junge Mutter haben sie beglückt, wie manches glückliche Kinderleben haben sie erfüllt!

Nachdem diese Bändchen ihren Weg gegangen waren, schwieg die Dichterin lange Zeit. Erst 1928 ließ sie wieder einen Gedichtband erscheinen: „Allerseele“. Auch er enthielt ausschließlich Mundartgedichte, aber die waren nun ganz anderer Art. In dem „Allerseele“-Bande hat Frau Sophie Haemmerli dem Mundartgedicht ein neues Gebiet erschlossen. Vordem hatte es den Anschein gehabt, daß auf einem Felde der Mundart gültige Leistungen versagt bleiben müßten: in der Gedankenlyrik. Aber hatte sich nicht auch Johann Peter Hebel hier umgetan, und verfügte die Dichterin nicht über einen urgesunden Sprachsinn, der sie glücklich an den Gefahren vorbeiführen mußte, die einer mundartlichen Gedankenlyrik drohen? Ihre Allerseele-Gedichte sind Zeugnisse schweren Erlebens, des Ringens um die Kraft, die stärker ist als das bitterste Leid, eines von tiefen Herzensgründen her genährten und gereiften Menschentums. Sie ergreifen durch ihre edle Bildhaftigkeit und den ungesucht schlichten Ausdruck ihrer Sprache:

Allerseele — Heiligi Chlag!
 Allerseele — Ebigkeitstag!
 Liebi schafft Wälte us Leid und Not,
 Rose wachse us Grab und Tod.

Man weiß jetzt wieder: was aus den lebendigen Bezirken des Daseins kommt, das kann die Mundart — in ihrer Weise natürlich und mit ihren Mitteln — gestalten.

Es kam (1938) der siebenzigste Geburtstag der Dichterin. Unter den Glückwünschenden stellte sich auch die Schweizerische Schillerstiftung ein, „aus dem tiefen Bedürfnis heraus, Ihnen den lange geschuldeten Dank für Ihr dichterisches Werk zu sagen, das so stark im besten Grunde der Heimat Erde verwurzelt ist und so beglückend und rein die Kräfte erkennen läßt, von denen es sich nährt.“ Frau Sophie Haemmerli-Marti aber, die Siebzigjährige, gab ihr erstes Prosabuch heraus: „*Mis Märgä u, Land und Lüt us miner Läbesgschicht*“ (Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1938.) Es sind 15 selbständige Kapitel oder Skizzen, die die Dichterin lieben und wertvollen Lebenserinnerungen widmet, eingeleitet durch die köstliche Plauderei „Im Märgä u sind zwöi Liebi“, die in kunstvoll bewegter Darstellung und mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit vom Märgä u und seinem literarischen Volksgut erzählt. In den autobiographischen Abschnitten erfährt man von der Heimatgemeinde der Dichterin, Othmarsingen, von Lenzburg und Aarau, von Erlebnissen der Schülerin und Lehrerin, von Begegnungen mit Menschen (Erika und Frank Wedekind, Spitteler, Simon Gfeller) und von Erfahrungen in der engeren und weiteren Welt. Sie erzählt mit sprühender Lust und mit der Leidenschaft, aus dem tiefsten Geist der heimatlichen Sprache heraus zu gestalten. Wie selbstverständlich geübt sieht eine solche Skizze aus, und wie viel Sprachsinn muß mitgewirkt haben, ein wie treu gehegtes Wachstum vorausgegangen sein, bis Saß für Saß sein gutes Gewicht und richtiges Gefälle hatte, seinen Rhythmus und seinen Wohlklang. Am schönsten ist es ja unstreitig, Frau Sophie Haemmerli-Marti selber aus ihrem Werke vortragen zu hören (sie hat auch schon am Radio gelesen), aber man wird auch seine Freude haben, sich auf eigene Faust in dem Buche zu ergehen. Nur: laut lesen müßte man darin, seine Sprache will tönen!

Carl G ü n t h e r.

Prof. Dr. E. Saur: Der Schweizerbauer, seine Heimat und sein Werk. Herausgegeben mit Beihilfe der Schweiz. Landesausstellung in Zürich vom schweiz. Bauernverband in Brugg 1939.

Wenn sich ein Volk in einen engen Lebensraum einfügen muß, wenn es in wirtschaftlicher Hinsicht nicht mehr freie Hand hat, entsprechend seiner Leistungsfähigkeit sich Neuland zu wählen und zu gewinnen, wenn, dieser Einengung wegen, jeder Einzelne auf den andern angewiesen ist, wie das bei unserem Schweizervolk der Fall ist, stellt man die Frage der Existenzberechtigung an jeden einzelnen Stand viel leidenschaftlicher als dort, wo schrankenloses Vorwärtsschreiten möglich ist. Diese schwerwiegende Frage ist in den Krisenjahren, als die Gefahr eines nahenden Krieges noch nicht drohend über allem Leben lastete, sehr oft an die schweizerische Landwirtschaft gestellt worden. Zuerst war es die ungehemmt sich entwickelnde Industrie, die dem bäuerlichen Erwerbsleben eine untergeordnete Rolle zubachte, dann war es auch die mit Existenzsorgen kämpfende Industrie, die in den Schutzmaßnahmen der Landwirtschaft ein unerträgliches Hindernis und eine erschwerende Belastung sah. Der Schweizerbauer hat sich immer wieder zur Wehr gesetzt, zuerst individuell, dann kollektiv in Verbänden und Organisationen. Nach und nach wurde fast alles auf die letztere Grundlage gestellt und aufgebaut. Vereint suchten die Bauern des Dorfes die Produktion zu verbessern und den Absatz zu steigern. Der genossenschaftliche Zusammenschluß wurde immer mehr der Weg in die Zukunft. Die berufliche Weiterbildung in lokalen Kursen, die Versuchstätigkeit in allen Produktionszweigen und die Herausgabe von Fachschriften und Zeitungen wurde von Vereinen und Verbänden zielbewußt an die Hand genommen. Ebenso leidenschaftlich suchte man auch den Absatzschwierigkeiten und den Tücken der Preisgestaltung auf der breiteren Basis der Verbände und Genossenschaften zu begegnen. Wohl kein Dorf ist heute mehr zu finden, das nicht im Einzugsgebiet irgend einer solchen Organisation liegt. Was ehemals dem Einzelnen nicht möglich war, das wurde kollektiv in teilweise harten wirtschaftspolitischen Auseinandersetzungen ebenfalls erreicht: die Interessierung des Staates am bäuerlichen Existenzkampf. Die Kraft der Gesetzgebung, des Rechtsschutzes des Einzelnen, der

staatlichen Bildungsarbeit und des finanziellen Ausgleichs wurde gefordert und in der Folge auch weitgehend in den Existenzkampf des Schweizerbauern eingesetzt.

Mit wenigen dürren Worten ist so das Leiden, Ringen und Schaffen des Schweizerbauern in den letzten Jahrzehnten skizziert.

Schon mancher hat nach einer zusammenfassenden Darstellung dieses eigenartigen wirtschaftlichen Aufbaues und dieser Verteidigungsarbeit verlangt. Es blieb dem Ausstellungs-, aber auch Kriegsjahr 1939 vorbehalten, diesen Wunsch zu erfüllen. Während das Schweizervolk in seiner Landesausstellung sein Schaffen und Wirken, seine Vorzüge und Schwierigkeiten beschauen und überdenken kann, ist der schweizerische Bauernsekretär Prof. Dr. Ernst Laur noch einen Schritt weiter gegangen und hat seinem Bauernvolke, seinen Freunden, aber auch seinen Zweiflern und Gegnern, ein Buch geschenkt, das in klarer mustergültiger Weise das bewegte Leben der schweizerischen Landwirtschaft festhält und in eindrucklicher Weise und wohlgegliedert schauen läßt. Prof. Dr. Laur hat dieses Werk als Abschluß seiner umfangreichen Tätigkeit mit und für die Schweizerbauern gedacht, und je mehr man liest und sich darin vertieft, umso mehr erkennt man, daß ihm dieses große Vorrecht zuerkannt werden muß, des Schweizerbauern Leben und Werk auf's engste mit seinem Namen zu verbinden. Wir haben es hier, trocken ausgedrückt, sowohl mit einem Rechenschaftsbericht des schweizerischen Bauernverbandes und seines Gestalters und Direktors als auch mit einer Gesamtchau des arbeitenden, rechnenden, politisierenden und kulturell gestaltenden Schweizerbauern zu tun.

Ausgehend von den natürlichen Voraussetzungen bäuerlichen Erwerbens, dem Klima und den Bodenverhältnissen, wird in präziser Schilderung das vielseitige Bild der schweizerischen Landwirtschaft aufgezeigt. Kein natürlicher Reichtum der Schöpfung, kein üppiges Gedeihen erleichtert in unserem Lande das Sorgen und Schaffen des naturverbundenen Erwerbers. Des Schweizerbauern Leben ist harte Arbeit, ist Kampf gegen die Unbill der Witterung, ist Überwindung von Terrain-schwierigkeiten und zähe Abwehr von vielerlei Schädlingen.

Der Schweizerbauer weiß aber auch, daß er Glied eines ausgesprochenen Industriestaates ist. Das bringt ihm Vor- und Nachteile; den Vorteil eines großen Konsums, aber auch den Nachteil wirtschaftspolitischer Gegensätze. Die klimatischen Schwierigkeiten und die besonderen Verhältnisse des Bodens, nicht zuletzt aber auch die Kleinbesitzverhältnisse lassen den Bauer in der Schweiz, bei seiner intensiven Arbeitsweise, nicht so billig produzieren wie in anderen Ländern, bei einer extensiven Bodenbearbeitung. So mußten Gegensätze aufeinanderprallen, die dem schweizerischen Nährstand sehr oft die Gegenliebe anderer Kreise schmälerten. Wie sich der schweizerische Bauer in solchen Verhältnissen fühlte, wie er sich wehrte und sich den Platz an der Sonne zu sichern suchte, schildert das Laur'sche Werk treffend und eindringlich. Wir sehen den Schweizerbauern in der liberalistischen Wirtschaftsepoche, sehen ihn im zwanzigsten Jahrhundert, sehen ihn bei der Gründung seiner Verbände und Organisationen, sehen ihn im wirtschaftspolitischen Kampfe um die Erreichung und Sicherung staatlicher Maßnahmen zur Erhaltung und Förderung seines Erwerbes. Vieles ist auf diesem Wege erreicht worden, ein mustergültiges bäuerliches Erbrecht, ein auf die landeseigene landwirtschaftliche Produktion rücksichtnehmender Zolllarif, ein eidg. Tierseuchengesetz und das vielgestaltige landw. Versicherungswesen. Freund und Gegner dieser wirtschaftspolitischen Tendenzen können hier Einblick nehmen, Rückschau halten und Betrachtungen anstellen. Prof. Laur stellt alles in gut gewählter Gesamtchau dar.

Von diesen großen, mehr politischen Gesichtspunkten führt uns das ausführliche Werk auch hinein in die besondere Eigenart der schweizerischen landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse. Ausgehend von den finanziellen Grundlagen wird der Leser zu den vielgestaltigen technischen Fragen und Aufgaben geführt. Ganz besonders interessant sind die Schilderungen der Betriebsformen der schweizerischen Landwirtschaft, der Spezialzweige und Nebengewerbe. Welch vielgestaltiges Bild bietet doch all das Leben, das hinter dem Worte „Schweizerbauer“ steht!

Das Werk schließt ab mit einer Darstellung der Betriebsergebnisse der schweizerischen Landwirtschaft. Aber die Herztöne des guten alten schweizerischen Bauerntums finden wir ganz besonders in der textlich und illustrativ wohl gelungenen Schau der Bauernkultur. Noch einmal zieht am geistigen Auge der erhebende

Trachtenumzug vorüber. Das vielgestaltige häusliche Sein des Schweizerbauern ist eine Kraftquelle edelster Art, und mit tiefer Freude an den geistigen Kräften, die dieses Leben gerufen und gestaltet haben, stellt man das Buch dankend und beglückt zu den Werken, zu denen man immer wieder greift.

Prof. Laur: „Der Schweizerbauer, sein Leben und sein Werk“! Der Schweizerbauer, so wie ihn Prof. Laur sah, wie er ihn weckte, mit andern zu gemeinsamen Schaffen verband, wie er ihn führte, und was er mit ihm für diesen selbst und für das Volksganze erreichte. Das ist das Lebenswerk eines Mannes, der rastlos und zielbewußt arbeitete und seinen Prinzipien durch alle Schwierigkeiten hindurch Treue hielt. Freunde und Gegner werden verschieden über das urteilen, was dem Leser hier gezeigt wird. Das Buch ist eine reiche Gabe für alle die, die den Wert eines landeseigenen Nährstandes erkannt haben. Der Schweizerbauer dankt für dieses Werk, es ist ihm Geschenk, Freude und Waffe.

Rud. Meier.

Wehrphilosophie.

Wehrphilosophie. Von Dr. Walther Malmsten Schering, Professor an der Universität Berlin, Major a. D. Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1939. Aus der Reihe: „Wehr und Wissenschaft“.

Bewegungen, die das tiefe Wesen der Völker ergreifen, die in ihrer Auswirkung umschlagend oder in die Zukunft hinein richtungsweisend werden, entstehen nicht aus den sachlichen Gegebenheiten allein. Es liegt ihnen eine gedankliche und zugleich seelische Voraussetzung zugrunde, die wir als Weltanschauung bezeichnen, als eine in einer einmaligen Richtung orientierte, nachdrückliche Stellungnahme zu der Gesamtheit des Seins oder Geschehens. Je entschiedener die Bewegung ist, je mehr in sich selber ohne Widerspruch und in der Äußerung ihrer Kraft unzweideutig, umso mehr wird für sie diese Weltanschauung zu der einzig möglichen werden und mit dem Begriff der Philosophie in eins zusammenfallen. Sie wird dann die echte Philosophie, welche eine schlichte Angelegenheit der Menschheit ist, entweder mit einigem Mißtrauen als eine Hilfskonstruktion und ein bloßes Denkgerippe gelten lassen, wie es etwa die religiösen Revolutionen zu tun pflegen, oder sie wird resolut das Gebäude der Philosophie mit Beschlag belegen und sich in ihren Räumen und ihren Kleidern als Erbin und fortan einzig wahre Philosophie heimisch machen. Dieses letztere ist vornehmlich die Tendenz der politisch-weltanschaulichen Bewegungen. Hieraus erklärt es sich, daß die französische Revolution, besonders durch ihren gedanklichen Exponenten Robespierre, das Wort „Philosophie“ so viel gebraucht und als eigentliche Waffe führt. Und hier auch in einem gegenwärtigen Beispiel, möchte der Zugang zu finden sein zu der „Wehrphilosophie“ Scherings.

„Nicht den Zeitgenossen, nicht den Landsgenossen, — der Menschheit übergebe ich mein nunmehr vollendetes Werk, in der Zuversicht, daß es nicht ohne Werth für sie seyn wird“ — so schreibt Schopenhauer als Einleitung vor sein philosophisches Lebenswerk. „Aus der Philosophie muß wieder das werden, was sie immer gewesen ist: innere Aktivität nordischer Menschen und die Verachtung einer bloßen Betrachtungsweise unverantwortlicher Zuschauer“ — so schreibt Schering in den Schlußfolgerungen seines als Gesamtversuch ebenso interessanten als in vielem nachdenkenswürdigen weltanschaulichen Werkes. Und er nimmt konsequenterweise und mit aller Offenheit für die Weltanschauung das Primat vor der Philosophie in Anspruch: „Die Weltanschauung ist der tragende Grund, aus der die Philosophie herauswächst, um Wissenschaften ins Leben rufen zu können. . . Philosophie ist weiter nichts als Fortsetzung der Weltanschauung mit den Mitteln des Denkens“.

Es ist augenscheinlich, daß die Philosophie sich mit diesem Werke, trotzdem es mit großer Fertigkeit ihre Sprache redet, nicht befassen wird, es wäre denn in der Form der Zurückweisung eines Usurpationsversuches; und dieses letztere möchte weder notwendig noch fruchtbringend sein. Es bleibt uns aber, damit der wirkliche Reichtum des Buches uns nicht verloren gehe, die Möglichkeit einer anderen Betrachtungsweise: daß wir es unter die Bemühungen um die Ernsthaftigkeit des soldatischen Denkens einreihen. Es ist hier — und freilich muß solches den Soldaten nahe berühren — der Versuch, die Begriffe und die Forderungen sol-

datischen Daseins in den Mittelpunkt des Denkens überhaupt zu rücken, die im Soldatischen sich ausprägende Weltanschauung auf einer breiten und wohlgegründeten Basis auszudeuten und aus ihr die Norm des menschlichen Handelns schlechthin abzuleiten. Der Verfasser nennt diese letzte Absicht die „Philosophie des Handelns“.

Er hat vor einigen Jahren dem militärischen Schrifttum ein sehr bedeutendes und willkommenes Werk geschenkt über „die Kriegsphilosophie von Clausewitz“. Es ist die Voraussetzung zum Verständnis des vorliegenden Buches. Wie Schering damals zu dem Schlusse kam, daß von Clausewitz eine eigene, vom deutschen Idealismus unabhängige Philosophie den Ausgang nehme, so unternimmt er es nun, das gesamte Bild dieser möglichen Philosophie vor uns ausbreiten. Mit dem Ergebnis freilich (wir müssen schon Betontes wiederholen), daß wir nunmehr das, was auch uns früher als ein Denkbare vor Augen stand, eine eigentliche Philosophie des Krieges nämlich, in den Bereich des Unerfüllbaren zu verweisen geneigt sind; aber mit so viel Gedankenenertrag im einzelnen, daß wir diesen Weg, so sehr wir ihn als Irrweg erkennen, gerne mitgehen, weil das Unterwegs selber belehrend und ermunternd ist. Und es gibt einzelne Augenblicke, da wir gerne vergessen, daß uns kein Ziel wartet, da wir uns in der Tat willig solcher Führung überlassen möchten, als wenn etwa festgestellt wird, daß der sittliche Wert des Handelns nicht an der Stärke, sondern an der Größe sich mißt: „Wenn der Handelnde in das Geschehen eingreift und damit sein eigenes Handeln zu einem Teil des schicksalhaften Geschehens macht, so spürt er sein eigenes Los: Würfel zu sein in der Hand des Schicksals. Verantwortlich ist er darum nicht schlechthin für das Ergebnis, wohl aber dafür, so zu sein, daß das Schicksal mit ihm etwas in der Hand hat“.

Nach der Aussage des Verfassers geht die Absicht des Buches dahin, „über das zu orientieren, was die Philosophie über Wehr und Krieg gesagt und zu sagen hat“. Der erste Teil dieses Vorhabens unterbleibt, wie sehr, mag daraus hervorgehen, daß von den englischen Philosophen nur Hobbes ein einzigesmal im Vorbeigehen erwähnt ist. Nun erhärtet freilich der Verfasser (Seite 19) seine skeptische Einstellung zur historisierenden Betrachtung mit Gründen; das enthebt ihn aber nicht des Vorwurfs, uns Dinge in Aussicht zu stellen, die zu leisten er von vornherein nicht gewillt ist. Es geht also nur um das zweite, um das zu Sagende. Die Darstellung, etwas ungleich an Spannkraft, aber in den meisten Partien gedrängt und lebendig, baut sich in vier Stufen auf. Der erste Teil spricht von „Wesen und Aufgaben der Kriegsphilosophie“, unter dem Gesichtspunkte: „Wie muß diese Gesamtphilosophie beschaffen sein, damit in ihr die Wehrphilosophie, wie vorgegeben, einen integrierenden Bestandteil bilden muß — und kann?“ Der zweite gibt die „Erkenntnistheoretische Begründung“. Der dritte, mit dem wir zu den uns unmittelbar bewegenden und dauernd wertvollen Abschnitten des Wertes kommen, spricht von „Wesen und Gestaltwandel des Krieges“. Am Anfang steht der einfache und immer zu beherzigende Satz: „Das Ziel der Theorie ist niemals ein Besserwissen, sondern immer nur ein dienendes Wissen“. Eindringlich und in guter Formulierung wird der Krieg als eine Gemeinschaftshandlung, als ein „Kampf um das Schicksal der Gemeinschaft“ dargestellt, und damit dem Clausewitz'schen Worte, daß der Krieg nichts ist „als ein erweiterter Zweikampf“ die zureichende Fülle und die umfassende Deutung geschaffen. Der vierte Teil redet von dem „kriegerischen Handeln“, und der Akzent liegt auf der klar ersauten Sinnggebung des „Jetzt und Hier“. Wenn die Ersetzung der Begriffe „Zweck und Mittel“ durch „Entschluß und Leistung“ auch zu Widerspruch reizen möchte, wird man ihr doch weder die Kühnheit noch die Folgerichtigkeit absprechen dürfen. Dagegen können wir die an früherer Stelle erfolgte Vertauschung der mit Geringschätzung abgetanen „Solidarität“ mit dem „Gesetz der zu sich selbst findenden Kraft“ wenig schmachhaft finden; wie denn überhaupt mit dem doch verpflichtenden Ausdruck „Gesetz“ reichlich verschwendend umgegangen wird, insofern es einmal eine Definition, einmal eine Forderung, einmal eine reine Konstruktion vertritt. Teil fünf handelt von der „Wehrtheit“. Er vermag, mit den beiden vorausgegangenen verglichen, uns wieder weniger zu bieten; wir werden, so sehr wir uns dem Vorwurf der Rückständigkeit damit aussetzen, Kant-Reminiscenzen nicht los: „Die Metaphysik muß vorangehen, und ohne

sie kann es überall keine Moralphilosophie geben“. Diese Wehretheit hat zum Ausgangspunkt die vermeinte Erkenntnis des Verfassers, „daß es nur eine einzige Wirklichkeit, den Lebensstrom, gibt, durch welchen und in welchem sich alles Handeln vollzieht.“ Das Polemische gelangt in diesem Abschnitt zu hoher Blüte. Es soll uns hier nicht beschäftigen, da wir versuchen, dem ernsthaften Wert des Buches gerecht zu sein.

Es bleibt als Gesamtergebnis wesentlich, daß wir hier den ersten mit bedeutenden Mitteln unternommenen Versuch haben, den Weg weiterzuschreiten, den Clausenwiz einschlug und von dessen fernerer Verfolgung er sich etwas wie „eine Revolution in dieser Theorie“ versprach. In scharfem Rückschlag gegen die zu den Dingen des Krieges sehr obenhin und zumeist nur unmutig Stellung nehmende Philosophie des 19. Jahrhunderts, erhebt sich die Forderung, das kriegerische Handeln als die großartigste Form menschlicher Gemeinschaftstat zum Urbild des Handelns überhaupt zu erhöhen. Wenn wir dieses Bemühen, nicht philosophisch, sondern mit dem Blicke des Soldaten, mitansehen, so kann es nicht anders als uns erfreuen. Denn es liegt in der Richtung dessen, was auch uns als ein Hohes und Notwendiges vorkommt, daß nämlich den seelischen und moralischen Werten des soldatischen Seins ihre würdige Stelle und ihre Wirksamkeit im Denken der Allgemeinheit zuteil werde.

So daß uns das Werk zum Schlusse in einem eigenen Zwiespalt der Gefühle läßt. Wir haben kaum je ein anderes mit so entschiedener Ablehnung und mit so bedeutendem Gewinn zugleich aus der Hand gelegt. Wer sich mit den Ansprüchen des soldatischen Denkens befaßt, müßte es kennen lernen. Welches dann seine endliche Stellungnahme sei, wird er eines gewiß haben: die Pflicht, sich mit dem Gegenstande bis zu den letzten Möglichkeiten des ihm Gegebenen zu befassen. Für die Hinführung zu solcher Verpflichtung bleiben wir einem Werke immer dankbar.

Edgar Schumacher.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Aderknecht, Erwin:** Gottfried Keller. Geschichte seines Lebens. Insel-Verlag, Leipzig 1939. 388 Seiten und 16 Bildtafeln.
- Baumeder, Gottfried:** Schiller und die französische Revolution. Junfer & Dünhaupt Verlag, Berlin 1939. 45 Seiten, Preis M. 2.—.
- Bener, G.:** Bündner Schwerter und Degen. Vorbilder militärischen Könnens und Pflichtbewußtseins in in- und ausländischen Diensten. Verlag Bischofberger & Co., Chur 1939. 67 Seiten u. 16 ganzseitige Abbildungen, Preis Fr. 4.—.
- Bernt, Alois:** Liebe, Lust und Leid. Altdeutsche Novellen. C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1939. 219 Seiten, Preis M. 3.20.
- Bley, Wulf:** Das Buch der Spanienflieger. Die Feuertaupe der neuen deutschen Luftwaffe. Verlag von Hase & Koehler, Leipzig 1939. 248 Seiten mit 18 Abbildungen, Preis M. 2.85.
- Borrély, Maria:** Das letzte Feuer. Scientia Verlag AG., Zürich 1939. 220 Seiten, Preis Fr. 7.20.
- Bromfield, Louis:** Der Mann, der alles hatte. Roman. Humanitas-Verlag, Zürich 1939. 306 Seiten, Preis Fr. 6.50.
- Brunner, Emil:** Das Gebot und die Ordnungen. Entwurf einer protestantisch-theologischen Ethik. 3. Auflage. Zwingli-Verlag, Zürich 1939. XII und 696 Seiten, Preis Fr. 18.50.
- Casper, Josef:** Weltverkörperung im liturgischen Geiste der Ostkirche. Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br. 1939. 233 Seiten, Preis M. 3.50.
- Chapuisat, Edouard:** General Dufour. Biographie. Morgarten-Verlag, Zürich 1940. 356 Seiten und 10 Abbildungen, Preis Fr. 7.50.

- Das unsterbliche Leben.** Unbekannte Briefe von Clemens Brentano. Herausgegeben von W. Schellberg und F. Fuchs. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1939. 558 Seiten mit 20 Abbildungen und 3 Handschriftenproben, Preis M. 8.50.
- Die Ernte.** Schweizerisches Jahrbuch 1940. Verlag Friedrich Reinhardt AG., Basel 1939. 195 Seiten reich illustriert, Preis Fr. 4.25.
- Drigo, Paola:** Maria Jef. Roman. Verlag Huber & Co. AG., Frauenfeld 1939. 243 Seiten, Preis Fr. 7.50.
- Elze, Walter:** Der strategische Aufbau des Weltkrieges 1914—1918. 2. Auflage. Junker & Dünhaupt Verlag, Berlin 1939. 23 Seiten, Preis M. 1.—.
- Erfurth, Waldemar:** Der Vernichtungssieg. Eine Studie über das Zusammenwirken getrennter Heeresteile. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939. 105 Seiten mit 19 Skizzen, Preis M. 3.80.
- Essener Almanach 1939.** Essener Verlagsanstalt, Essen 1939. 199 Seiten mit 15 Kunstdrucktafeln, Preis 50 Pf.
- Friedrich, Werner P.:** Werden und Wachsen der U.S.A. in 300 Jahren. Politische und literarische Charakterköpfe von Virginia Dare bis Roosevelt. Verlag A. Francke AG., Bern 1939. 271 Seiten, Preis Fr. 7.80.
- Fünzig Jahre Geographisch-Ethnographische Gesellschaft Zürich.** Festschrift. Kommissionsverlag Beer & Cie., Zürich 1939. 407 Seiten mit vielen Karten und Abbildungen, Preis Fr. 12.—.
- Fux, Adolf:** Das neue Geschlecht. Ein Walliser Roman. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1939. 264 Seiten, Preis Fr. 7.80.
- Glauser, Friedrich:** Der Chineser. Wachtmeister Studers dritter Fall. Kriminalroman. Morgarten-Verlag AG., Zürich 1939. 237 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- Goldschmidt, Hermann L.:** Der Geist der Erziehung bei Jeremias Gotthelf. Verlag Paul Haupt, Bern 1939. 52 Seiten, Preis Fr. 2.—.
- Grob, Johann:** Epigramme. Verlag A. Francke AG., Bern 1939. 64 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- Helbig, Karl:** Til kommt nach Sumatra. Das Leben eines deutschen Jungen in den Tropen. D. Gundert Verlag, Stuttgart 1940. 123 Seiten, Preis M. 2.80.
- Hölzel, Maximilian:** Balkan in Flammen. Unter Helden, Göttern und einfältigen Weisen. F. Bruckmann Verlag, München 1939. 375 Seiten, Preis M. 5.80.
- Japisse, Nicolas:** Die Dranier. Statthalter und Könige in den Niederlanden. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1939. 484 Seiten mit 43 Abbildungen, Preis M. 12.50.
- Kilian, Peter:** Junge Liebe — Hartes Brot. Roman. Hans Feuz Verlag, Bern 1939. 328 Seiten, Preis Fr. 7.—.
- Kinderbibel.** Altes Testament. 50 Bilder nach Schnorr von Carolsfeld, Text von Edwin Stiefel. Zwingli-Verlag, Zürich 1939. 50 Seiten, Preis Fr. 2.—.
- Kinderbibel.** Neues Testament. 50 Bilder nach Schnorr von Carolsfeld, Text von Edwin Stiefel. Zwingli-Verlag, Zürich 1939. 50 Seiten, Preis Fr. 2.—.
- Landolt, E. A.:** Politik, ihre allgemeinen Grundlagen, ihre spezielle Ausgestaltung in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Verlag Eckhard-Preisse AG., St. Gallen 1939. 150 Seiten, Preis Fr. 4.50.
- Lippert, Peter:** Aufstiege zum Ewigen. Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br. 1939. 259 Seiten, Preis M. 2.60.
- Maassen, Johannes:** Licht durch die Nächte. Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br. 1939. 284 Seiten, Preis M. 3.50.
- Majocchi, Andrea:** Helfen und Heilen. Neue Blätter aus dem Tagebuch eines Chirurgen. Verlag Huber & Co. AG., Frauenfeld 1939. 256 Seiten, Preis Fr. 8.50.

- Maranon, Gregorio:** Olivares. Der Niedergang Spaniens als Weltmacht. Aus dem Spanischen übersetzt und eingeleitet von Ludwig Pfandl. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1939. 425 Seiten mit 15 Abbildungen, Preis M. 8.—.
- Märchen aus Iran.** Aus dem Persischen übertragen und eingeleitet von Arthur Christensen. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1939. 292 Seiten, Preis M. 3.—.
- Maizig, Richard B.:** Fackeln, Trommeln und Schalmei'n. Gedichte. Morgarten-Verlag AG., Zürich 1940. 86 Seiten, Preis Fr. 4.50.
- Morf, Werner:** Unter Liecht. Vers und Geschichte. Zwingli-Verlag, Zürich 1939. 46 Seiten, Preis Fr. 2.—.
- Müller-Einigen, Hans:** Kleiner Walzer in A-Moll. Komödie in 5 Bildern. 95 Seiten, Preis Fr. 3.50.
- Müller, Günther:** Die Geschichte der deutschen Seele. Vom Faustbuch zu Goethes Faust. Verlag Herder & Co. G.m.b.H., Freiburg im Breisgau 1939. 494 Seiten mit 16 Bildtafeln, Preis M. 12.—.
- Müller-Roß, Friedrich:** Irland, die andere Insel. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig 1939. 158 Seiten mit 2 Karten, Preis M. 3.30.
- Nägeli, Ernst:** Der Ruf der Scholle. Erzählungen. Verlag Walter Loepphien, Meiringen 1939. 107 Seiten, Preis Fr. 2.80.
- Raumann, Hans Heinrich:** Le premier élève de Martin Schongauer: Mathis Nithart. Archives d'histoire de l'art. XIVe année. Straßburg 1935.
- Rigg, Walter:** Martin Bubers Weg in unserer Zeit. Verlag Paul Haupt, Bern 1940. 30 Seiten, Preis Fr. 1.50.
- Oberkofler, Joseph Georg:** Der Bannwald. Roman. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1939. 358 Seiten.
- Picht, Werner:** Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt... Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939. 65 Seiten und 1 Karte, Preis M. 1.50.
- Pick, J. W.:** Searchlight on German Africa. A Study in Colonial Ambitions. George Allen & Unwin Ltd., London 1939. 178 Seiten.
- Richter, Werner:** Ludwig II. König von Bayern. Eugen Rentsch Verlag, Erlenhach-Zürich 1939. 400 Seiten und 8 Bildtafeln, Preis Fr. 8.50.
- Rinderknecht, Hans Jakob:** Schule im Alltag. Eine Methodik. Zwingli-Verlag, Zürich 1939. XIV und 622 Seiten, Preis Fr. 16.50.
- Samhaber, Ernst:** Südamerika. Gesicht, Geist, Geschichte. H. Govers's Verlag, Hamburg 13, 1939. 704 Seiten, Preis M. 12.50.
- Schilling, Helmut:** Die siebente Brücke. Novellen. Verlag A. Francke AG., Bern 1939. 183 Seiten, Preis Fr. 4.50.
- von Schmidt-Pauli, Elisabeth:** Rainer Maria Rilke. Ein Gedenkbuch. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel 1940. 276 Seiten, Preis Fr. 8.—.
- Schönemann, Friedrich:** Demokratie und Außenpolitik der U.S.A. Junfer & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1939. 64 Seiten, Preis M. 1.60.
- Schürer, Oskar:** Prag. Kultur, Kunst, Geschichte. 3. veränderte Auflage. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1939. 460 Seiten mit 168 Abbildungen, Preis M. 9.50.
- Seidlin, O. und Plaut, R.:** S. D. S. Genf. Humanitas Verlag, Zürich 1939. 256 Seiten, Preis Fr. 5.—.
- Sementowski-Aurilo:** Alexander I. Rauf und Einker einer Seele. Scientia Verlag AG., Zürich 1939. 403 Seiten und 16 Tiefdrucktafeln, Preis Fr. 10.—.
- Spitteler, Carl:** Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays. Unveränderte Neuausgabe. Morgarten-Verlag AG., Zürich 1939. 283 Seiten, Preis Fr. 8.50.

- Stachelin, Ernst:** Vom Ringen um die christliche Grundlage der schweizerischen Eidgenossenschaft seit der Geltung der Bundesverfassung von 1874. Rektoratsrede vom 17. Nov. 1939. Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1939. 37 Seiten, Preis Fr. 1.65.
- Stahl, Hermann:** Die Orgel der Wälder. Roman. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1939. 376 Seiten, Preis M. 5.80.
- Steinbed, John:** Die Früchte des Zornes. Titel der amerikanischen Originalausgabe „The grapes of wrath“. Humanitas-Verlag, Zürich 1940. 675 Seiten, Preis Fr. 11.—.
- Steinbed, John:** Von Mäusen und Menschen. Roman. Humanitas Verlag, Zürich 1940. 204 Seiten, Preis Fr. 5.50.
- Thuillier, Henry F.:** Gas im nächsten Krieg. Mit Einführung und Anmerkungen von Generalmajor z. B. von Tempelhoff. Verlag Scientia AG., Zürich 1939. 222 Seiten, Preis Fr. 7.50.
- Thurmair, Georg:** Das Siebengestirn. Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br. 1939. 276 Seiten, Preis M. 4.80.
- von Belsen, Dorothee:** Das goldene Tor. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1939. 254 Seiten, Preis M. 4.50.
- Vermeulen, Edward:** Remi Braem der Frankreichgänger. Roman. Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br. 1939. 206 Seiten, Preis M. 3.60.
- Volks- und Kindermärchen aus der Schweiz.** Hans Feuz Verlag, Bern 1939. 158 Seiten reich illustriert, Preis Fr. 6.50.
- Von Pius XI. zu Pius XII.** Herausgegeben vom Bischöfl. Ordinariat Berlin. Verlag Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br. 1939. 102 Seiten und 16 Bildtafeln, Preis M. 1.—.
- von Wartenburg, Graf Paul Nord:** Italienisches Tagebuch. Neue Ausgabe. Koehler & Amelang Verlag, Leipzig 1939. 242 Seiten.
- Wenger, Lisa:** Licht und Schatten in San Martino. Roman. Morgarten-Verlag AG., Zürich 1940. 383 Seiten, Preis Fr. 7.80.
- Zülch, W. R.:** Der historische Grünewald. Mathis Gothardt-Neithardt. Verlag F. Bruckmann, München 1938. 448 Seiten mit 200 Abbildungen, Preis M. 25.—.
- Zullinger, Hans:** Flüchtliger Härd. Bärndütschi Gschichte. Verlag A. Francke AG., Bern 1939. 256 Seiten, Preis Fr. 5.80.